**Predigt am 10.1.2016 im Universitätsgottesdienst**

**Peterskirche, Heidelberg**

**Predigttext: Mt 3,13-17**

Prof. Dr. Christoph Strohm

13 Zu der Zeit kam Jesus aus Galiläa an den Jordan zu Johannes, daß er sich von ihm taufen ließe.

14 Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf dessen, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?

15 Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Laß es jetzt also geschehen, denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er's geschehen.
16 Und als Jesus getauft war, stieg er alsbald herauf aus dem Wasser. Und siehe, da tat sich ihm der Himmel auf. Und er sah den Geist Gottes gleich als eine Taube herabfahren und über sich kommen.

17 Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Liebe Gemeinde,

Die Darstellung der Taufe Jesu im Hitda-Evangeliar – einer reich illustrierten, wohl Anfang des 11. Jahrhunderts entstandenen und in der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt aufbewahrten Handschrift – zeigt Jesus im tiefen, bis an die Brust reichenden Wasser des Jordan stehend. Im reißenden Strom schwimmen kleine und auch größere Fische, die zum Teil wie Raubfische aussehen. Unten im Flussbett liegt der Flussgott, der an Poseidon erinnert. Jesus ist hier dargestellt als einer, der den Mächten dieser Welt ausgeliefert ist. Jesus steht zur Hälfte in den stürmischen Fluten, in der oberen Hälfte der Darstellung ist der taufende Johannes zu sehen, der den aus dem Wasser ragenden Oberkörper und Kopf Jesu berührt, darüber der sich öffnende Himmel mit dem Sternenzelt, aus dem die Taube senkrecht auf Jesu Kopf herabstürzt.

Die Darstellung im Hitda-Evangeliar gibt gut die Intentionen wieder, die Matthäus bei der Komposition seines Evangeliums verfolgt hat. Die Geschichte von der Taufe Jesu ist der Moment, in dem die Wirksamkeit Jesu beginnt. Es ist die Szene, in der Jesus zum ersten Mal selbst das Wort ergreift. Der Evangelist will deutlich machen: Jesus ist ganz Mensch, mit Stammbaum wie jeder andere auch, aber er ist zugleich mehr als ein großer Prophet und *Lehrer* der Gerechtigkeit, wie ihn uns die Bergpredigt ein paar Kapitel später zeigt. Er ist auch mehr als der herausragende *Täter* der Gerechtigkeit, der nicht nur Gott das zukommen lässt, was ihm als Schöpfer zukommt, sondern der auch den Menschen und insbesondere den Bedürftigsten, den Verfolgten und den Gescheiterten das zukommen lässt, das ihnen Leben ermöglicht. Jesus ist nicht nur der herausragende Mensch, sondern auch der, in dem Gott gegenwärtig wird. Matthäus erläutert das wie die Evangelisten Markus und Lukas mit dem Bericht von der Epiphanie des Göttlichen: „Und siehe, da tat sich ihm der Himmel auf. Und er sah den Geist Gottes gleich als eine Taube herabfahren und über sich kommen.Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Charakteristisch für alle drei Evangelisten ist, dass diese Worte, welche die göttliche Epiphanie markieren, allein zu Jesus selbst gesprochen sind. Es handelt sich nicht um eine öffentliche Deklaration, es geht vielmehr um ein allein von Jesus wahrgenommenes Geschehen. „*Ihm* öffnen sich die Himmel, so dass *er* den Geist herabkommen sieht.“[[1]](#footnote-1) Für den Täufer Johannes und das anwesende Volk gibt es diese Eindeutigkeit nicht.

Alle Religionen bemühen sich, Gott oder das Göttliche irgendwie fassbar zu machen. Das steht geradezu im Zentrum religiöser Praxis. In der frühen Christenheit wusste man entsprechend um die Bedeutung der Taufe Jesu als Epiphanie, Erscheinung des Göttlichen. Das Fest der Epiphanie oder Theophanie, wie es in den orthodoxen Kirchen bis heute heißt, war lange vor dem Weihnachtsfest etabliert; ganz anders als uns das heute vertraut ist.

Beim Versuch, Gott oder das Göttliche irgendwie fassbar zu machen, ist das Christentum neue Wege gegangen. Es war zwar unzweifelhaft eine monotheistische Religion, zugleich wurde Jesus aber mit der Taufgeschichte von Anfang an die Gottessohnschaft zugesprochen. Da gab es viel gedanklichen Klärungsbedarf, aber auch viel Interpretationsspielraum. Denn unter Gottessohnschaft konnte man sich in der Antike ziemlich viel Verschiedenes vorstellen. Auch ein Kaiser wie Augustus wurde so bezeichnet.

Es zeichnet das Christentum aus, dass es wie wohl keine andere der großen Weltreligionen die intellektuelle Herausforderung, solche Fragen zu klären, angenommen hat. Die ersten philosophisch geschulten Apologeten suchten eine Antwort, dann nahm man die am höchsten entwickelte Philosophie der Spätantike, den Neuplatonismus, zu Hilfe, um hier zu gedanklichen Klärungen zu gelangen. Eine Lehre vom Verhältnis der menschlichen und der göttlichen Natur Jesu wurde entwickelt und auch Modelle einer Beschreibung des Verhältnisses von Vater, Sohn und Geist im Rahmen einer Trinitätslehre. Als die mittelalterlichen Scholastiker die spekulativen gedanklichen Klärungsversuche dann auch noch mithilfe aristotelischer Logik bis in Spitzfindigkeiten weitertrieben, setzte der Protest der Reformatoren ein. Philipp Melanchthon hat das in seiner ersten Darstellung der christlichen Lehre im reformatorischen Sinn 1521 programmatisch formuliert: „Die Geheimnisse Gottes sollten wir anbeten und nicht zu erforschen suchen.“ Und vor allem: „Christus erkennen heißt, seine Wohltaten (für mich) erkennen.“

Mit den Auseinandersetzungen um das rechte Verstehen der Gegenwart Gottes in dem Menschen Jesus waren die ersten Spaltungen der Christenheit verbunden. Aber das Ringen um ein Verstehen der Gegenwart Gottes in dieser Welt ist zugleich eine beispiellose intellektuelle Erfolgsgeschichte, von der wir heute noch profitieren. Der reformatorische Protest hat den Diskurs in dieser Sache keineswegs beendet, sondern nur auf das Wesentliche zurückzuführen versucht: Was ist der existentielle Wert all dessen für mich persönlich? Wenn wir heute als Christen im Konzert bzw. in der Konkurrenz der Weltanschauungen und Religionen gehört werden wollen, müssen wir Antwortversuche auf diese Frage formulieren.

Vor vielen Jahren, als ich in München Geschichte studierte und zugleich versuchte, die Fragen des christlichen Glaubens für mich zu klären, machte ich eine Erfahrung, die ich erst (viel) später verstanden habe. Ich fuhr fast jeden Abend, wenn die Bibliothek schloss, mit der S-Bahn zum Bahnhof München-Pasing, dort musste ich noch einen Bus nehmen, um zu meinem Zimmer zu kommen. Nahe der Bushaltestelle, an der ich ausstieg, befand sich eine kleine, alte Kapelle am Straßenrand. Immer wenn ich dort vorbeikam, ging ich hinein und betete, meist ein Vaterunser. Natürlich hoffte ich auf Antwort, Erhörung, Klarheit, solch eine Erscheinung, wie sie Matthäus erzählt: dass sich der Himmel auftut, der Geist Gottes spürbar würde oder sonst irgendeine Erscheinung. Nichts geschah. Ich blieb aber dabei. Das ganze Semester, bis ich dort wegzog, bin ich abends immer wieder in diese Kapelle gegangen und habe dort gebetet.

Später hörte ich dann eine Predigt über 2. Mose 33, die Geschichte von Mose, der nach all dem Geschehen am Berg Sinai endlich einmal Gott sehen will. Und Gott antwortet ihm: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.“ Und dann weiter: „Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn denn nun meine Herrlichkeit vorübergehet, will ich dich in der Felskluft lassen stehen, und meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen“ (2. Mose 33,21-23). Ich fand meine Erfahrung hier sehr gut gedeutet. Erst im Nachhinein kann ich Ahnung oder gar Gewissheit, dass Gott in meinem Leben gehandelt hat, finden.

Später lernte ich, dass Martin Luther in seiner Heidelberger Disputation vom April 1518 auf eben diesen Text Bezug genommen hat. Er stellt darin in pointierter Weise den Theologen der Herrlichkeit und den Kreuzestheologen einander gegenüber. Nur der Theologe des Kreuzes verdient es, wahrhaft Theologe genannt zu werden. Der Kreuzestheologe oder die Kreuzestheologin findet Gott nicht dort, wo die stolze menschliche Vernunft meint, dass er sich finden lassen müsste, sondern dort, wo *er* sich finden lassen will, in dem Gekreuzigten. Luther erläutert das mit dem Verweis auf die Stelle aus 2. Mose 33: der Theologe des Kreuzes ist der, der Gottes sichtbares Wesen von hinten durch Leiden und Kreuz erblickt und erkennt. Es gilt die Verheißung, dass in dem Menschen Jesus Gott erkennbar wird, aber eben in dem, der als Gekreuzigter endet.

Was kann das heute, am Beginn des Jahres 2016, konkret heißen? Inmitten all der noch immer schwer zu fassenden Nachrichten vom Wüten der Mächte und Gewalten im vergangenen Jahr kam am 23. Februar 2015 eine Eilmeldung. Im Nordosten Syriens hatten Kämpfer des IS 35 Dörfer überfallen, die aufgereiht am Fluss Chabur, einem Nebenfluss des Euphrat, liegen. Dort lebten seit Urzeiten Christen. Sie sind nun verschleppt, getötet oder geflohen. Die beiden Journalisten Malte Henk und Henning Sussebach haben versucht, das Schicksal der Bewohner eines der Dörfer, Tel Goran, zu rekonstruieren.[[2]](#footnote-2) Das Dorf ist jetzt leer. Es ist den beiden Journalisten gelungen, viele der 160 ehemaligen Bewohner aufzufinden, über die ganze Welt verstreut: Libanon, Deutschland, Schweden, Russland, USA und Australien. Eine erschütternde Geschichte. War es das jetzt mit dem Christentum in diesen Landstrichen, wo es seit Urzeiten zu Hause war? Man findet sich in der Situation der Emmaus-Jünger wieder. Mit der Kreuzigung des Herrn schien alles aus. Das Evangelium des Sonntags nach Epiphanias erinnert uns daran, dass Gott uns in dem Menschen Jesus gegenwärtig wird. Aber er ist uns greifbar nur in dem Gekreuzigten, im Verborgenen, „von hinten“ zu sehen. Nach dem Evangelium ist die Kreuzigung gerade nicht das Ende. Wir wissen nicht, wie die Geschichte der Christen in Syrien und im Irak ausgeht. Aber es gibt diese Verheißung. Daran gilt es, sich festzuhalten – neben dem Gebet und der Unterstützung der Verfolgten mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln.

Bei Matthäus verschwindet der Mensch Jesus mit all seiner Menschlichkeit nicht angesichts der Epiphanie des Göttlichen. Die Geschichte von der Taufe Jesu ist, wie gesagt, sowohl im Matthäus- als auch im Markus- und Lukasevangelium überliefert. Eine Besonderheit kennzeichnet die Darstellung bei Matthäus. Anders als die beiden anderen Evangelisten thematisiert er das Problem, dass Jesus sich überhaupt von Johannes taufen lässt. Das passt ja eigentlich nicht zusammen, dass Jesus, in dem Gott selbst gegenwärtig wird, der Reinigungstaufe zu bedürfen scheint. So heißt es bei Matthäus: „Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf dessen, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Laß es jetzt also geschehen, denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er's geschehen.“

Luther hat in seiner Übersetzung diesen Zusatz zur Taufgeschichte bei Matthäus selbst wiederum mit einer Randbemerkung erläutert. Er streicht sowohl Johannes als auch Jesus mit ihrer Demut als Beispiele der Haltung des Glaubens heraus; Johannes, weil der sich dagegen wehrt, Jesus zu taufen; Jesus, weil der sich den Mächten und Gewalten ohne Schutz ausliefert und wie ein Sünder taufen lässt. „Alle gerechtigkeit“ – so Luther in seiner erläuternden Randbemerkung – „wird erfüllet / wenn wir vns aller vnser gerechtigkeit vnd ehre verzeihen [=enthalten] / Das Gott allein fur den gehalten werde / der gerecht sey / vnd gerecht mache die Gleubigen. Dis thut Johannes / so er sich seiner gerechtigkeit [ent]eussert / vnd wil von Christo / als ein Sünder / getaufft vnd gerechtfertiget werden. Dis thut auch Christus / so er sich seiner gerechtigkeit vnd ehre nicht annimpt / sondern lesset sich teuffen vnd tödten / als ein ander Sünder.“

Für Luther ist der Grundschaden, der menschliches Leben beschädigt und zerstört, nicht die mangelnde Herrschaft der Vernunft über die Begierden, sondern der Hochmut und der Stolz des Menschen, der sich selbst an die Stelle des Schöpfers stellt, wie Gott („sicut Deus“) sein will, wie es am Anfang der Bibel heißt. Anders als der Hochmut, der nur zu oft dumm und dreist daherkommt, ist die Demut heute der Mut, sich auf die Zuwendung Gottes angewiesen zu wissen und das auch zu sagen. Eine der mächtigsten Politikerinnen dieser Welt hat das vor kurzem sehr schön zum Ausdruck gebracht. Sie meinte, ihre Lieblingsstrophe in Matthias Claudius‘ Lied „Der Mond ist aufgegangen“, sei die vierte: „Wir stolzen Menschenkinder, sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.“

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

1. M. Konradt, Das Evangelium nach Matthäus (NTD 1), 2015, S.53. [↑](#footnote-ref-1)
2. DIE ZEIT, Nr. 52 v. 23.12.2015, S. 17-19. [↑](#footnote-ref-2)